



Der
Zauber des Elelescho

Don

59.9 (67)
2

C. G. Schillings

Verfasser von „Mit Blitzlicht und Bückse“

Mit 318 Abbildungen, meist photographischen
Original-Tag- und Nachtaufnahmen des Ver-
fassers, urkundtreu in Autotypie wiedergegeben



R. Voigtländer's Verlag in Leipzig * 1906



Schwarzköpfige Reiher (*Ardea melanocephala* Vig. Childr.) in unmittelbarer Nähe meines Lagers am Rufuitrome.

X.

Nashornjagden.

Mancher Weidmann der Gegenwart ahnt nicht, ein wie häufiges Jagdwild das Nashorn einst vor grauen Tagen in unserem Vaterlande war, zur Zeit, als noch urtümliche Höhlenjäger mit unvollkommenen Waffen einen Kampf im wahren Sinne des Wortes gegen die mächtige Tierwelt des Diluviums führten, einen Kampf, aus dem sich unsere heutige Jagd entwickelt hat . . .

Das plumpe schwerfällige Nashorn ein Jagdwild?

Der heutige Jäger wird sich nicht ohne Mühe in diesen Gedanken finden können.

Und doch, wie oft bin ich nach weiteren jagdlichen Erlebnissen mit diesem Giganten¹ gefragt worden! Gut, es sollen in diesen Blättern einige Jagden beschrieben werden, auf eine der interessantesten, wehrkräftigsten und gefährlichsten Wildarten, die heute noch leben, — auf das afrikanische Doppelnashorn.

In der Arena der römischen Kaiserzeit ließ man Nashörner mit Elefanten kämpfen. Es ist bemerkenswert, daß mir die Eingeborenen sehr häufig von der deutlichen Abneigung beider Tierarten gegeneinander berichtet haben. Indische und afrikanische Rhinozeronten wurden damals lebend herbeigeschafft. In unseren Tagen aber gehören Nas-

¹ Über andere Zusammentreffen mit Nashörnern vergl. auch „Mit Blitzlicht und Büchse“.

hörner zu den größten Seltenheiten des Tiermarktes und müssen fast mit Gold aufgewogen werden. Die drei indischen Nashornarten sind kaum noch zu beschaffen, das riesige „weiße“ Nashorn Südafrikas ist bis auf wenige Stücke ausgerottet. Nur das Doppelnashorn Ostafrikas lebt noch in großer Anzahl, die jedoch reißend abnimmt.

Von einem gar altmodischen und eigentlich in längst vergangene Jahrtausende gehörigen Jagdtag will ich also erzählen . . .

Solch eine Jagd wird in unserer Zeit nur wenigen Jägern zuteil, Schützen aber vielleicht mehr als man glaubt! Doch nur wenige Jäger wissen sie zu würdigen, wissen ihren wilden Reiz mit empfänglicher Seele auszukosten! — — —

Tagelang hat die Büchse geruht. Heute aber soll einmal dem Weidmann sein Recht werden; Herz und Auge sollen sich erfreuen an wildem Gejaid, wie es dem Kulturmenschen von heute eigentlich zeitwidrig vorkommen will.

Wir wollen heute jagen, wie es in der Urzeit geschah, nur mit anderen Waffen. Ob sie nicht viel schöner und reizvoller war, diese Jagd, wie der Urmensch sie ausüben mußte? Dem gigantischen Wilde, dem's heute gilt, mit dem Speer in der Hand entgegenzutreten? Nicht erst heute, sondern stets, seit ich mir darob klar geworden, empfinde ich schmerzlich das Unritterliche, ich möchte sagen „Mechanische“ der heutigen Jagd. Wie anders war doch das Jagen der Vorzeit!

Da galt es Kraft gegen Kraft! Gewandtheit und Schnelligkeit, höchste Ausbildung körperlicher Kräfte gewannen den Sieg. Dann kam eine Zeit, wo der Mensch der tückischen Schlange ihr Handwerk abgelauſcht, ja, es vervollkommenet hatte. Er hatte gelernt, seinen Speer zu vergiften und den Giftpfeil lautlos von gestraffter Sehne zu entsenden. Auch eine geringe Verwundung wirkte nun tödlich. Wiederum einen Schritt weiter, und er wußte verderbliche Blei- und Stahlgeschosse auf immer weitere Entfernung zu schleudern. Und in unseren Tagen tötet ein Blick durch das auf der Büchse befestigte Fernrohr; ein leiser Druck des Fingers, und das keines Feindes gewärtige Wild ist dem Tode verfallen!

Ritterlicher nur und gefährlicher für den Jäger gestaltet sich dieser ungleiche Kampf auch heute noch, wo die Dickung, wo dichter Baumwuchs und Busch den Nahkampf erfordern. Gelingt es da nicht, gefährliches und wehrkräftiges Wild auf der Stelle zu töten, oder tritt das Wild nicht allein, sondern zu zweien oder mehreren auf, so mag auch heute noch das Herz des Tapfern heftig pochen.

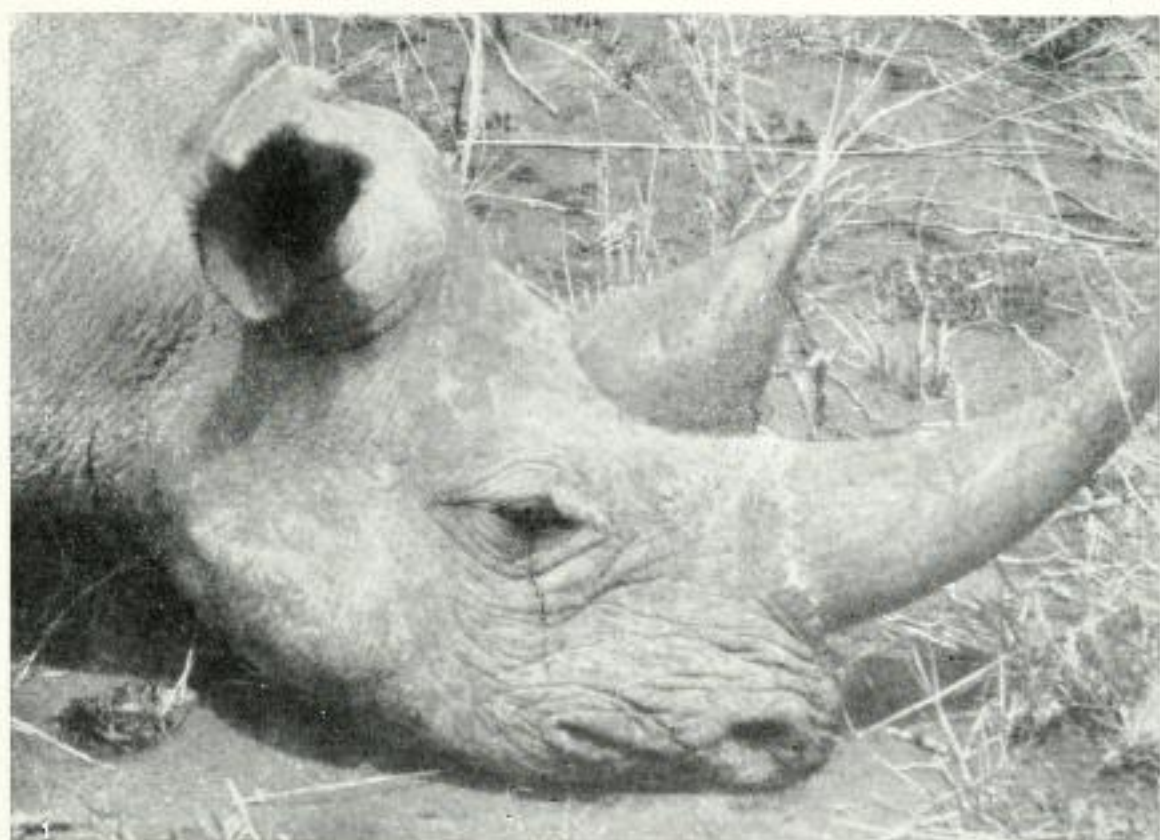
Also heute Jagd auf das Nashorn, eine der wehrkräftigsten Wildarten, die noch die Erde trägt!



C. G. Schillings phot.

R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.

Die Hörner des afrikanischen Doppelnashorns variieren beträchtlich in Form und Länge. Das vordere Horn erreicht zuweilen eine Länge von mehr als einem Meter. Die Hörner der Bullen sind meist gedrungener, hölzerner und kürzer, die der weiblichen Exemplare schlanker und länger geformt.



C. G. Schillings phot.

R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.

Zwei Kopfstudien des Doppelnashorns: Das untere Bild zeigt die schlankeren Hörner einer Kuh, das obere die dicken, hölzernen eines Bullen. (Die Häute der Nashörner befinden sich in den Museen von Berlin, München, Stuttgart u. a. D.)

Wir steigen bergan mit den ersten Strahlen der tropischen Sonne, die schon am frühen Morgen heiß auf die Erde herabbrennt. Wild ist das Revier; schwer ist der Pfad bergauf, und häufig müssen wir seitwärts und rückwärts steigen, nur um den Ausweg zu finden aus einem Felsental, das uns gefangen genommen. Wild und eigenartig ist die Flora, die uns umgibt; kniehohes schwieliges Gras, verwachsene Ranken und dorniges Buschwerk hindern den Weg. Rechts und links vermorschende Baumstämme, über die wir uns mühsam den Weg bahnen. Windbrüche, vom Sturmwind entwurzelte Baumriesen hier und dort; stolz in die Luft strebende Riesenstämme, stark und lebenslustig wechselnd mit Baumleichen und vermodernden riesigen Ästen, die der Sturmwind gefällt. Durch alles das gilt es seinen Weg zu bahnen. Allmählich wird es öde und kahl um uns. Grüne Matten wechseln mit ödem Felsgestein. Höhlen und Gänge durchziehen die Felsen. Hier haust der Klippschliefer zu Hunderten. Doch vor dem Nahenden warnt die kleinen Gefellen ein Warnungspfiff der erfahrenen Alten, und wie vom Blitze verschreckt ist das ganze putzige Leben und Treiben. Lange kann es dauern, bis sie aus Höhlen und Klüften wieder erscheinen. Eidechsen und Leguane teilen mit ihnen dieselben Örtlichkeiten, scheinen aufeinander angewiesen und warnen sich gegenseitig. Das Bergfrankolin geht brausenden Flügelschlages zu unseren Füßen auf, lebhaft an unser schönes Haselhuhn gemahnend. Und gar nicht selten erscheint hier eine der lieblichsten Bewohnerinnen afrikanischer Bergwildnis: jene afrikanische Miniaturgemse, der Klippspringer. Räthselhaft erscheint es uns, wie er über Felsen und Klüfte hinwegzusetzen vermag, gleich einem Gummiball! Wer ihn mit dem Glase beobachten kann, wer den nur selten an die Gefangenschaft zu gewöhnenden auf nahe Entfernung sieht, der nimmt mit Erstaunen wahr, daß unsere schöne kleine Antilope nicht wie andere Geschöpfe auf ihren zierlichen Hufen stehen, noch sich ihrer in der Art ihrer Verwandten zur Fortbewegung bedienen kann. Nur auf den äußersten Spitzen dieser scharfkantigen Hufe vermag sie zu ruhen. Es ist gleichsam ein Versuch der schaffenden Natur, das Säugetier vom Erdboden loszulösen, dieses Säugetier, das einen großen Teil seines Lebens tatsächlich in der Luft verbringt, von Fels zu Fels sich schwingend. Ihm fehlen nur die Flügel. Es würde uns nicht erstaunen, am Klippspringer solche zu finden. Denn unbegreiflich erscheint es uns, wie die zwerghafte Gemse es versteht, sich in so gewagten Sprüngen von Grat zu Grat zu schnellen. Bald hier, bald dort ertönt ihr Warnungspfiff und lenkt durch das Ohr unser Auge; der Blick allein vermöchte den lebenden Gummibällen in der Feldwildnis kaum zu folgen, namentlich nicht, wenn es mehrere

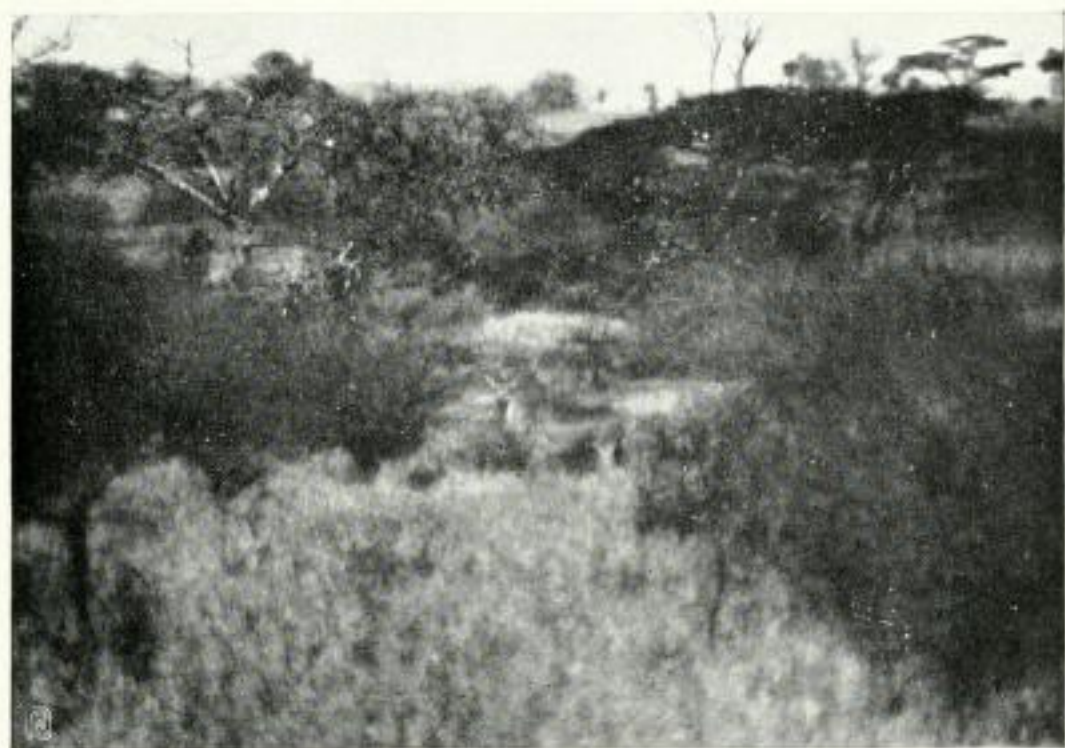
sind. — Durch die wilde Bergwelt ziehen uralte Wechsel der Elefanten und Nashörner. Außer diesen Riesen benutzen die Wechsel regelmäßig noch die gewaltigen Elenantilopen, die ja befähigt sind, ebenso die Tiefebenen wie die höchsten Alpentäler des tropischen Afrika zu bewohnen. Wie ich sie in den Höhen bis zu dreitausend Meter fand, so beobachteten ihre Spuren und ihre Anwesenheit alle namhaften afrikanischen Bergbesteiger von Hans Meyer, dem ersten Besteiger des Kilimandscharo an bis zu Uhlig, der bei seiner jüngsten Expedition zum Kibo in einer Höhe von fünfzehntausend Fuß die Anwesenheit dieses Riesen unter den Antilopen bestätigen konnte.

Wie seltsam steht das allgemeine Verschwinden des Großwildes der Welt im Gegensatze zu dem unendlichen Reichtum der exotischen Fauna in jenen Gegenden, die dem Europäer auch heute noch nicht erschlossen sind. Wenn ich von Hunderten von mir mit eigenen Augen geschauten Nashörnern erzähle, es klingt, ich fühle es, schwer glaublich. Aber nur für den Laien, nicht für den Eingeweihten, nicht für denjenigen, der sich mit den Erfahrungen aller in dieser Beziehung maßgebenden Sachleute vertraut gemacht hat. Doch hier bestätigt sich die Tatsache einmal wieder: erst, wenn unser Gigant ausgestorben ist, werden sich Biographen finden, die, alles Material zusammentragend, feststellen, wie häufig er war, wie er lebte, wie er starb und verschwand. Für den Lebenden hat man keine Zeit.

Ich hatte wochenlang nicht auf Nashörner gejagt; ihre Jagd reizte mich nicht mehr. Nur noch ganz besonders starke Stücke waren mir für meine Sammlung erwünscht. Doch diese werden dem Weidmann nicht alle Tage, so wenig, wie ein besonders guter Hirsch, ein besonders starker Rehbock. Welch Weidmannsheil gehört dazu, in deutschen Revieren einen Hirsch, einen Rehbock zu erbeuten, der eines besonderen Preises auf der deutschen Geweihausstellung würdig befunden wird! Da verteilt sich die Beute auf allzuvieler Weidmänner — im Vaterlande gibt es über eine halbe Million Jäger!

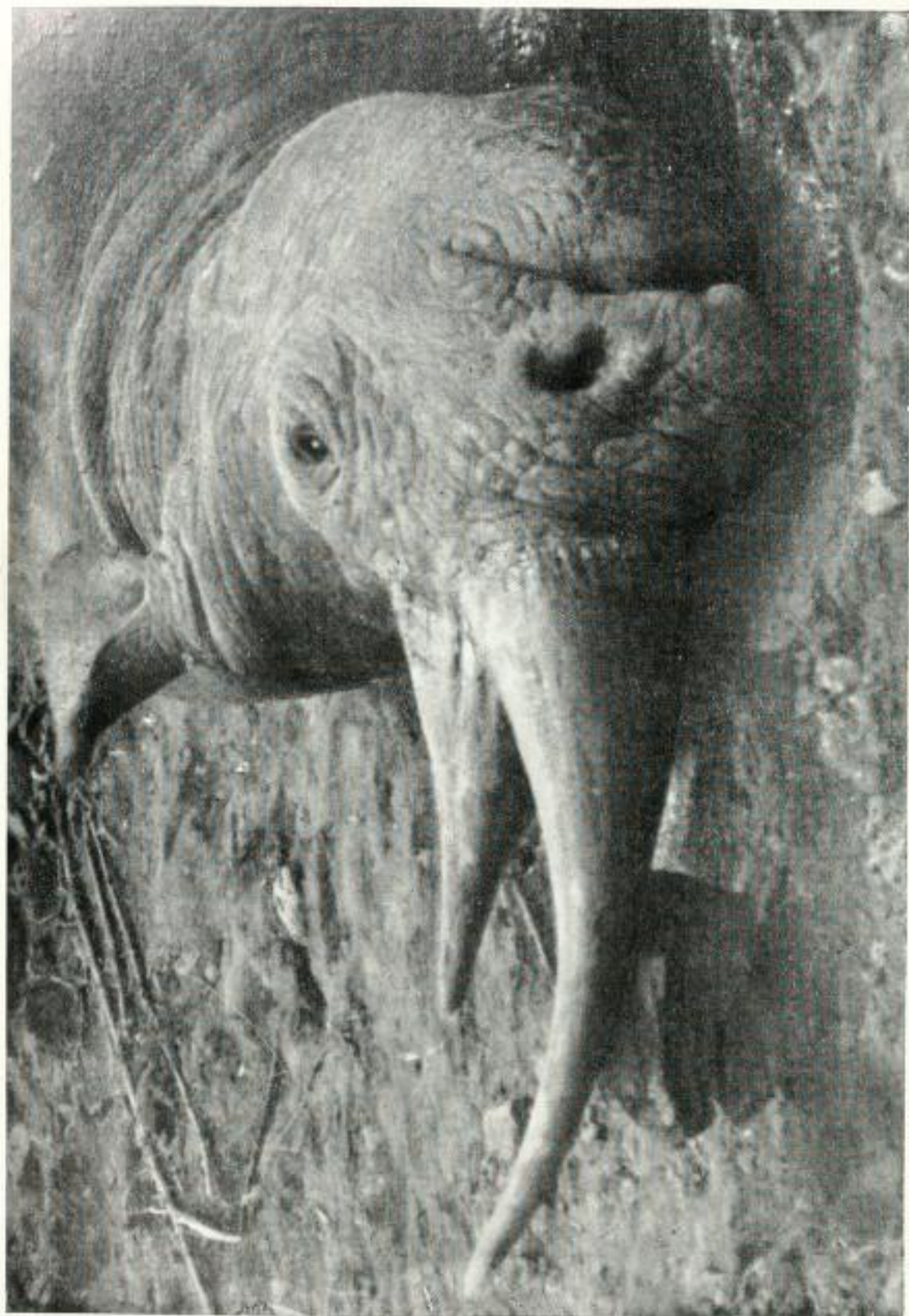
So auch hier. Wer will das Glück für sich beanspruchen, ganz besonders stark „behornte“ Nashornbullen zu erlegen? Und seltsam! Wie bei manch anderen exotischen Wildarten tragen die weiblichen Stücke, die Nashornkühe, die längste und eindruckvollste Wehr, die Bullen aber die massigste, kloßigste und in dieser Hinsicht imposanteste! Welche Maße können die Hörner einer alten Nashornkuh der ostafrikanischen Steppe erreichen! Übertroffen wurden diese Maße nur von jenen gewaltigen „weißen“ Nashörnern der südafrikanischen, einst so wildreichen, heute völlig wildarmen Savannen. Das Britische Museum in London weist Vorderhörner auf bis zur Länge von $55\frac{1}{2}$ engli-

schen Zoll. Ich erinnere mich noch, mit welchem Zagen ich vor zehn Jahren in Sansibar den Handel um eine besonders starke, außergewöhnliche Nashorn-trophäe von 54 englischen Zoll Länge unternahm. Ich fand sie bei einem Händler. Damals war ich sehr klug. Ich glaubte einfach nicht an die Möglichkeit eines solchen Wuchses, hielt vielmehr einen geschickten Betrug des verschmitzten Inders für höchst wahrscheinlich und wurde in diesem Glauben von einigen sogenannten „alten Afrikanern“ bestärkt. Es hieß, die indischen Händler verstünden mit Hilfe geschickter Kunstgriffe und durch Anwendung von Wasserdampf



Nach langer Pirche gelang es mir, leider nur den Leitbullen eines kleinen Rudels Elenantilopen (Mpöfu der Waswahili, O' sirwa der Majai) = *Oreas livingstoni* Schat. auf die Platte zu bringen, während sich der Rest des Rudels hinter den Dornbüschen zerstreut hatte. Die Elenantilope gehört im Freileben zu den imposantesten Erdscheinungen; in der Gefangenschaft habe ich sie auch in den bestgepflegtesten Exemplaren niemals in voller Schönheit erblickt. Vor kurzer Zeit erwarb Hagenbeck in Rhodeseien von einem Buren 18 Stück dieses prächtigen Wildes; gegen 30 Stück hatte der Buren eingefangen und aufgezogen.

diese Hörner in die Länge zu ziehen. So konnte die heute in meinem Besitz befindliche Trophäe jahrelang unverkauft in dem finsternen Laden des indischen Händlers hängen. Als ich aber von meiner ersten Reise aus dem Innern zurückkehrte und wiederum „Angüdjä“, die Insel Sansibar betrat, schloß ich sofort den Handel ab. Inzwischen habe ich noch hier und dort ähnlich lang gewachsene Hörner des ostafrikanischen Nashornes gesehen und weiß, daß sie zuweilen ganz unerhörte Maße erreichen. Ein zweites, ähnlich langes Horn kam, leider halb verrottet in der Steppe gefunden, durch die Güte eines Freundes in meinen



C. G. Schilling's phot.

Kopf eines kapitaten von mir erlegten Nashorns.

K. Voigtlaenders Verlag, Leipzig 1906.



C. G. Schallings phot.

Es scheint, daß die Nasenhörner zuweilen ihre Hörner abwerfen und dann wieder erneuern. Ein uraltes, von mir erlegtes weibliches Exemplar, mit auffallend faltiger Haut, dem ich viele Stunden weit in die Steppe gefolgt war, hatte kürzlich beide Hörner abgeworfen. — Auch das von mir gefangene Nashorn des Berliner Zoologischen Gartens hat sein Vorderhorn schon einmal erneuert.

R. Voigtlaenders Verlag, Leipzig 1906.

Besitz. Eine mit nicht so ganz außerordentlich langen, so doch immer noch höchst ansehnlichen Hörnern geschmückte Nashornkuh wurde von mir selbst erlegt. So außergewöhnliche Längenmaße bilden eine große Seltenheit. Es scheint aber, daß das „weiße“ Nashorn, das einst Südafrika belebte, doch noch um ein wenig längere Hörner hervorbrachte.

Der Anblick des gewaltigen Riesen, wenn er uns mit derartig dräuenden Waffen vor Augen tritt, ist ein ganz seltsamer und gewaltiger. Er hat etwas vom sagenhaften Einhorn. Nicht etwa, daß die derart „bewaffneten“ Tiere gefährlicher für den Jäger seien, aber sie scheinen es. Der Gedanke, von solch einem dräuenden Riesendold durchbohrt zu werden, ist ja wenig erfreulich! So wie ein Hirschgeweih von seltener Stärke das „Hirschjieber“ im Weidmann in ganz anderem Maße erwachen läßt, als ein minder gutes Geweih; — wie der stark gemähnte männliche Löwe uns einen mächtigeren und gefährlicheren Eindruck macht als seine, doch ebenso wehrkräftige Genossin; — wie der majestätische Elefantenbulle uns unwillkürlich viel gefährlicher vorkommt, wie der tatsächlich angriffslustigere jüngere Bulle oder die Kuh; — so macht, wie schon gesagt, auch ein außergewöhnlich stark gehorntes Nashorn einen besonderen Eindruck, sowohl als Trophäe als auch in bezug auf seine Gefährlichkeit.

Es muß unser Erstaunen im höchsten Grade erregen, wie der Koloss, trotz der hindernden Wehr, die verwachsensten Dickichte in voller Schlucht zu durchqueren vermag. Das geschieht nach Art unseres europäischen Edelhirsches durch Hochheben des Kopfes und Anlegen der Hörner an das mächtige Genick. Rätselhaft bleibt es immerhin, wie unser Hirsch und viele andere Hornträger ihr weit ausladendes Geweih durch das dickste Stangenholz, die verwachsenste Dickung hindurchzubringen vermögen. So muß es uns auch mit Verwunderung erfüllen, daß die Nashörner auf ihrem Wege im afrikanischen Dschungel so wenig durch ihre Waffen behindert werden.

Ich wußte, dort oben in den Bergen war mit ziemlicher Sicherheit auf sehr alte gewitzigte „Pharu“ zu rechnen. In drastischer Weise erzählten mir meine Adorobboführer immer wieder von ganz außergewöhnlichen Hörnern, die das „Munj“, das Nashorn dort oben trüge. Und sie waren nicht im Unrecht. —

Wenn es hinauszieht in die weite afrikanische Steppe, der folge meinem Rate und nehme den Kampf mit jenem aussterbenden Riesentiere in weidmännischer Weise auf. Es ist ein würdiger Kampf zwischen Mann und Wild, würdig, wenn gleiche Gegner sich gegenüberstehen und der Mensch nicht zu mehreren vereint seine überlegenen Waffen zur Anwendung bringt. Ich schließe mich hier vielen englischen

Schriftstellern an, die den Begriff des Sports in diese Jagd hineinbringen, so gut, wie wir Deutschen den Begriff der Weidgerechtigkeit. Das sind im Grunde sehr ähnliche Denkungsarten, beide das Produkt alter Gepflogenheit und Kultur. Nur daß der Engländer Gebräuche, die durch die mannigfaltigen verschiedenen Zweige körperlicher Übungen ihm dogmenartig und gewissermaßen staaterhaltend feststehen, auch in diese wichtige Sache des Jagdsports hineinzutragen vermochte. Diese Gebräuche zu verletzen, darf kein „sportsman“ sich unterfangen, so wenig, wie der Gentleman den Begriff des „gentlemanlike“ antasten darf. Ich habe es schon früher gesagt: Wer durch eine gut weidmännische deutsche Schule gegangen, wird mich verstehen; anderen werde ich vergeblich predigen. Jammervoll ist es, wenn ein „Sonntagsjäger“, ein Unerfahrener in die ursprünglichen reichen afrikanischen Jagdgründe versprengt wird, um dort erst Weidmann zu werden, oder noch schlimmer, um es nie zu werden! Stets werde ich mich mit Genugtuung der großen Schöllerschen Expedition erinnern, der ich im Jahre 1896 eine Zeitlang folgte. Keiner der schwarzen Teilnehmer, keiner der begleitenden Soldaten hat während dieser Expedition ein Stück Wild erlegen dürfen, selbst nicht in den von uns durchzogenen, damals unerforschten und noch von keinem Europäer betretenen Ländern. Die strengste Kontrolle wurde darüber ausgeübt. Ich habe Grund zu der Annahme, daß eine so strenge Handhabung weidmännischer Bräuche im weiten Afrika sich nicht allzu häufig ereignet hat.

So habe auch ich es stets mit meinen Leuten gehalten. Sie unterstanden in bezug auf die von ihnen verbrauchten Patronen strengster Kontrolle. Wie außerordentlich schwierig das unter Umständen ist, davon gibt ein kleines Ereignis Kunde, das ich in meinen Tagebüchern verzeichnet finde.

Gelegentlich meiner letzten Reise hatte ein schwarzer Soldat, ein Askari, Befehl bekommen, sich meiner Karawane eine Zeitlang anzuschließen. Einst sandte ich diesen Mann mit einer Botschaft zurück zum Militärfort am Kilimandscharo. Eine Anzahl meiner Leute begleiteten ihn, teils um Lasten von meinem Lager zurückzubefördern, teils, um dies oder jenes noch für sich zu besorgen, bevor wir weiter in die Steppe hinausziehen. Der Askari war, wie gewöhnlich, mit einer Anzahl Patronen ausgerüstet und war von mir, wie gesagt, mit meinen Leuten zusammen zum Fort entlassen worden. Als die Leute nach längerer Zeit endlich zurückkehrten, entdeckte ich ganz durch Zufall, daß einer meiner Nyammwezeiträger, offene Wunden, Spuren barbarischer Mißhandlung durch Peitschenhiebe auf seinem unbedeckten Oberkörper aufwies. Nach Art dieser passiven Menschen hatte er mir davon keinerlei

Mittheilung gemacht, bis sein Zustand mir durch Zufall innerhalb meiner gegen hundertfünfzig Menschen zählenden Karawane auffiel. Es ergab sich, daß der Askari kurze Zeit nach dem Verlassen meines Lagers unerlaubterweise Wild erlegt hatte, unter anderem auch eine Giraffe, und daß er meinen Träger hatte zwingen wollen, den Kopf der Giraffe als begehrte Trophäe zur Militärstation zu befördern. Mein Träger hatte sich mit Recht geweigert, und der Askari hatte ihn darauf mit seiner Flußpferdpeitsche in unmenschlicher Weise gezüchtigt. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß diese Tat auf meine Anzeige hin in gebührender Weise geahndet worden ist. Ohne die Mißhandlung des Trägers aber hätte ich niemals etwas davon erfahren, da der Täter meinen Leuten aufs strengste verboten hatte, etwas laut werden zu lassen.

Wenn ein kundiger Weidmann, ein in allen Sätteln gerechter Jäger, wenn ein Schütze, der mit seiner Waffe verwachsen ist, einen nervenpackenden Kampf bestehen will, so jage er allein und ohne Hilfe neben dem Elefanten, dem Büffel und Löwen, das Doppelnashorn der afrikanischen Wildnis. Der Kampf ist freilich anders, als man daheim gemeint hat. Was hilft es, sich in einem Museum, einem zoologischen Garten über das exotische Wild zu unterrichten? Durch diesen Unterricht hatte ich mir im besonderen vom Nashorn ein ganz falsches Bild gemacht, machen müssen. Innerhalb der engen Umzäunung wirkt das gefangene Tier so ganz anders auf unsere Sinne, als in der Wildnis. Aber man vergleiche unser heimisches Rotwild in der Freiheit und im engen Gewahrsam, um sofort zu begreifen, ein wie schiefes Bild sich uns in diesem bietet. Träge und stumpf, faul und unbeholfen erscheint uns das Nashorn in Gefangenschaft; flüchtig, beweglich, vorsichtig und scheu in der Freiheit. Nicht ein Bewohner hitzedurchglühter sumpfiger Ebenen allein ist unser Dickhäuter, nein, ein geschickter Bergsteiger, ein wendiger, unberechenbarer, athletenhast gewandter Geselle, der seinesgleichen im Bergsteigen, seinesgleichen in überraschender Gewandtheit sucht! Außerdem noch wirkt unser Wild auf den Jäger durch ein machtvolles Schnauben, das einer Dampfmaschine zu entstammen scheint, ebenso wie der Schrei des angreifenden Elefanten, namentlich in näherer Entfernung, nervenerschütternd.

Wie mag es sein, von den Hörnern eines Nashorns aufgespießt in die Luft zu fliegen? Das kommt oft vor. Einen mir nahestehenden Freund, Alfred Kaiser, hätte ich um Haaresbreite auf diese Weise eingebüßt. Doch ein glückliches Geschick ließ den in allen möglichen Gefahren bewährten Mann, der schon in Arabien in langjährigem Aufenthalt manches Abenteuer erlebt, seinen Unfall glücklich überstehen.

Auch ich selbst bin mehr denn einmal einem ähnlichen, wenn nicht schlimmeren Schicksal knapp entronnen. —

Wir bewegen uns nun auf Nashornwechsellern vorwärts, die, ganz deutlich an den Berghalden ausgetreten, bald zwischen den Steinblöcken bergaufwärts führen, bald sich in der Wildnis verlieren. Jetzt lassen sie uns im Stich, um dann, hier nicht nur seit uralter Zeit im weichen Gesteine ausgedrückt, sondern auch frisch von heute auf geeignetem Boden plötzlich wieder zu erscheinen. Und da kann sich uns eine Nashornjagd bieten, die die kühnste Phantasie zu befriedigen vermag.

Wir sind im Gebiete der höher gelegenen Bergmassen angelangt. Weit ausgedehnte Hänge ziehen sich, hier und dort dürftigen Baumwuchs aufweisend, vor unseren Blicken hin. Ob wohl heute Sangtag ist? Man könnte ein afrikanisches Jagdtagebuch der Hoffnungen und Enttäuschungen schreiben. Nicht daß ein „blanker“ Tag uns nur Ingrimms und Enttäuschungen brächte, daß es sich unter allen Umständen um eine „Strecke“ handeln müßte. Aber dennoch: dort drüben in den Tropen zählt ein Tag für mindestens eine Woche in Europa, und was nützt mir ein guter Jagdtag gerade dort drüben, wenn ich ihn nicht auszunutzen vermag? Ich muß als Weidmann jagen können zu einer Stunde, in der ich mich der Jagdlust hingeben kann und darf! Wie oft haben sich mir die ergiebigsten Jagdgründe dargeboten, wenn ich, mit schwerbeladener Karawane auf dem Marsche befindlich, sie nicht ausnutzen durfte und konnte! Das mag dann eine Gelegenheit für Rekord- und Sportschützen sein, aber keine für mich!

So führt uns der Weg durch die Wildnis immer weiter schräg bergaufwärts. Diese Wildnis hat mir vielerlei zu erzählen, mir, dem ersten Europäer, der sie bestritt. Die flechtenbehangenen Baumriesen, das dunkle Buschwerk, die weiten Ebenen bergen einen geheimnisvollen Zauber. Aber heute scheint das Gebirge öde und jeden Tierlebens bar. So geht es nun eine Weile fort; die Hitze wird drückend; ich selbst und meine Leute verspüren ihre Wirkung und ermatten immer mehr; ein Bedürfnis nach Ruhe stellt sich ein. Aber es gilt die kurze Zeit auszunutzen, denn ein weiter Weg führt zum Lager zurück, sei es, daß ich zu meinem Hauptlager zurückkehre oder in jenem tiefen Waldtale dort am Bergquell, viele Stunden von hier, die Nacht verbringe.

Das Panorama zu unseren Füßen weitet sich allmählich. Wir haben die Vorberge erstiegen, die sich, durch tiefe, weit ausgedehnte Täler getrennt, allmählich zum eigentlichen Bergmassiv erheben. Mein Glas gestattet mir eine weite Fernsicht, und richtig: zwei Wildarten kündigt es mir. Hier ein Rudel Elenantilopen, langsam zu Tal trol- lend, und dort drüben zwei Buschböcke, in der Nähe einiger Stauden

äsend. Aber sie reizen uns heute nicht; es gilt einem edlern Wilde. Noch eine Stunde folgen wir den verschiedenen Wildwechseln. Plötzlich geht eine Bewegung durch meine Leute. „Pharu, bwana!“ flüstern sie hinter mir, und aufgereggt weisen sie hinunter auf das Plateau, auf eine kleine Akaziengruppe, wenige hundert Schritt von mir. Wirklich! Deutlich nehme ich eine unförmliche, sich in den Sonnenstrahlen abzeichnende Masse wahr. Jetzt eine zweite. Zwei Nashörner bummeln dort unten, offenbar um sich an einer geeigneten Lagerstelle niederzutun. Mein Glas zeigt mir zu meiner Freude zwei alte starke Tiere, Bulle und Kuh, wie es scheint, mit stark entwickelten Hörnern. Nun den Jagdplan! Von da, wo ich stand, hätte ich mich mit halbem Winde anpirschen müssen. Darum heißt es einen weiten Bogen schlagen, die Berghalde hinab-, die jenseitige hinaufklettern und von neuem Ausschau halten. Das alles beansprucht in dem schwierigen Gelände gegen fünfundzwanzig Minuten. Vorsichtig auf dem Berg angelangt, halte ich von neuem Ausschau und bemerke zu meiner Freude, daß die Nashörner sich nur wenig von ihrem Standorte entfernt haben. Der Wind ist jetzt günstig, ein Umschlagen zu dieser Tageszeit nicht zu befürchten. Ich prüfe aufs sorgfältigste meine Büchse. Alles scheint in Ordnung. Meine Leute kauern sich auf mein Geheiß nieder, und ich beginne nun den eigentlichen Pirschgang.

Vor mir versinkt die Welt. Ich bin wie von einem geheimnisvollen Bann gefesselt, sehe nicht links, nicht rechts, habe nur ein Ziel im Auge, mein Wild, nur einen Gedanken, meine Waffe. Die Gedanken spielen zurück — wie schwer ist solch ein Koloß zu töten! Wird er mich schnaubend annehmen? Wird es zum letztenmal sein, daß ich ein Wild beschleiche? Werden die beiden Riesen manche ihrer Vorgänger rächen?

Allein der kategorische Imperativ der Jagdlust treibt mich vorwärts. Wieder befrage ich mein Glas. Der Bulle ist besonders gut gehört; die Kuh trägt, wenn auch ansehnliche, so doch nicht besonders starke Hörner. Also ihn allein gilt es, zu erlegen, sie wenn möglich zu schonen, denn sein Wildbret allein liefert ja für die mitgenommenen Leute hinreichende Beute. So geht es vorwärts, möglichst lautlos, immer mit gutem Winde. Hier oben in der Bergwelt haben die warnenden Freunde der Nashörner, die ihnen sonst treulich auf Schritt und Tritt folgen, die Madenhacker nämlich, diese verlassen. — Mehr als einmal haben mich meine Begleiter vor einem „ndege bana“ gewarnt, einem bösen unglücksbringenden Vogel! Uralte Vorstellungen! Wie schon die Römer sich vom Vogelfluge beeinflussen ließen, scheint Ähnliches auch bei manchen eingeborenen Stämmen Afrikas eine Rolle zu spielen.

Jedenfalls wird der eigentümlich schwirrende, wellenförmige Flug der Madenhacker uns stets dann von Bedeutung erscheinen, wenn wir uns in der Wildnis den wehrhaften Büffeln oder Nashörnern zu nähern suchen . . .

Das Unerwartete wird Ereignis! Aus einem mir unerklärlichen Grunde bemerken die beiden gewaltigen Gefellen meine Annäherung. In gleichem Antriebe werfen sie sich plötzlich, maschinenmäßig herum, verhoffen wie aus Stein gemeißelt, bewegungslos, die hornbewehrten Köpfe mir zugewandt . . . Zweihundert Schritte trennen uns noch; jetzt heißt es, auf den Boden gekauert, ausharren! Zwei Dinge können sich ereignen: entweder werde ich mit wildem Schnauben im nächsten Augenblicke angenommen, oder die beiden Kolosse werden ihr Heil in der Flucht suchen. Und es ereignet sich das erstere. Urplötzlich, in einem unglaublich fördernden schaukelnden Galopp kommen sie schnurgerade auf mich zu. Das sind die Augenblicke höchsten jagdlichen Genusses, aber auch höchster Anspannung der Nerven. Alles hängt von Sekunden ab. Ich würde lügen, wenn ich behauptete, daß in solchen Momenten Wunsch und Wille vorhanden seien, Schongesehe zu beobachten. Es gilt den Kampf ums Leben, denn nichts vermag das einmal in Bewegung gesetzte gewaltige Wild aufzuhalten, als eine gut sitzende Kugel. Und an jenem Tage erfüllte sie ihren Zweck: ein Genickschuß legt das führende Tier — wie immer in solchen Fällen, die Kuh — im Feuer um, so daß sie wie ein Hase, vorn zusammenbrechend, den Hügel herunterkollert. Ein zwar nur sekundenlanger, aber gewaltiger Anblick. Der Bulle stutzt, schwankt einen Augenblick und macht dann Kehrt, unter heftigem Schnauben und in wilder Flucht schräg den Hügel hinab verschwindend. Kanne und Korn meiner Büchse ruhen unbeweglich auf dem gefällten Wilde; weiß ich doch, wie oft ein solcher Koloss sich unter Umständen wieder aufrichtet und für den Jäger verderblich wird. Aber diesmal ist keine Vorsicht nötig; die tötende Kugel hat ihr Werk getan, und ich habe ein paar immerhin recht ansehnliche Hornzierden des gewaltigen Wildes erbeutet. —

Kaum hätte ich geglaubt, daß ich am selben Tage noch acht andere Rhinocerosse schußgerecht vor mir sehen würde. — Es ist nicht leicht, sich eine Vorstellung von dem Reichtum an Nashörnern in jenen abgelegenen Bergländern zu machen! Daß die Kunde dieses Reichtums nicht schon seit einem Jahrzehnt und mehr in die Fachliteratur gedrungen und allgemein bekannt geworden, ist ein Rätsel, wie so vieles andere auf zoologischem Gebiete. Aber was wußten wir vom Okapi der zentralafrikanischen Urwälder bis vor wenigen Jahren, was ist uns heute über seine Häufigkeit und Seltenheit bekannt? Und wer sagt uns,

wieviel Walrosse im Norden, wieviel Naks in den tibetanischen Hochländern, wieviel Riesenelche und Bären in Alaskas unzugänglichen Wäldern heute noch leben?

Es scheint das Schicksal des Großwildes der Erde in unserer Zeit zu sein, daß in der Hauptsache Nichtfachmänner dieses Wild dezimieren und vernichten, nicht Jäger, sondern gewerbsmäßige Schützen, die es abschlachten und darum vielfach über den Reichtum ihrer Jagdgründe schweigen. Hier sind englische und amerikanische Autoren, eine Autorität wie Präsident Roosevelt mit mir einig! In meiner Jugend las ich die Geschichte eines Seefahrers, in der von der Erbeutung nordischer Pelztiere berichtet wurde, die er als Pelzjäger auf abgelegenen Eilande erkundet hatte und durch deren Abschachtung er ein Vermögen gewann. Ängstlich hütete der Seefahrer seinen Schatz, die Kenntnis jener abgelegenen Insel. Als er sie verließ, war das Leben dort erloschen, die Tierwelt vernichtet. Ähnlich ergeht es uns mit dem afrikanischen Elefanten, über dessen Abschachtung wir so wenig erfahren und dessen Vernichtung wir nur an den gewaltigen Elfenbeinmengen messen können, die auf den Markt gelangen. Ähnlich verhält es sich mit der gewerbsmäßigen Vernichtung der Wale, der Robben der Arktis und Antarktis und vielem anderen auf diesem Gebiete. Auch von vielen Menschen erfährt man ja erst, wenn sie gestorben sind . . .

Doch zurück zu meinen Erlebnissen an jenem Abend! Kurz vor Sonnenuntergang erblickte ich auf einem Felsgrate zu meinen Füßen ein im vollen Sinne des Wortes friedlich äsendes Nashorn, das sich das kurze Gras jener Bergesmatte anscheinend wohlschmecken ließ. Das war im Lichte der rötlich untergehenden Sonne ein besonders schöner und packender Anblick. Das gewaltige Tier inmitten der aufragenden Felszacken, frei auf der kleinen grünen Alpenmatte! Eine Erlegung hätte keinen Zweck gehabt; mein Sinnen und Trachten stand nach einem passenden Lager für die Nacht. Auf einem Umwege zu Tal steigend stieß ich in einer Talmulde ganz unvermutet auf zwei weitere Nashörner, offenbar eine Kuh mit fast ausgewachsenem Jungen. Im Nu waren meine etwas zurückgebliebenen Leute, in wilden Sätzen über das Geröll stiebend, am Abhänge der jenseitigen Felswand verschwunden. Ich selbst konnte, im letzten Augenblick zur Seite springend, zwischen mich und die heranschraubende Nashornkuh einen großen Felsblock bringen, um den herum sie mich verfolgte. Es ist bemerkenswert, wie wenig gewandt der beschuhte Europäer in solchem Augenblick kämpft, und wie er sich im Nachteil gegen den unbeschuheten „Wilden“ befindet! Wenig hätte gefehlt, und ich wäre von dem Tiere, das uns offenbar schon lange wahrgenommen hatte, erreicht und gespießt worden. Auch

hier rettete mich eine glückliche Kugel. Das Nashorn ließen wir unberührt zurück, um am nächsten Morgen die Hörner zu holen. Einige Minuten später, als wir einige hundert Schritt den Abhang heruntergeklettert waren, um nicht von der hereinbrechenden Nacht überrascht zu werden, trafen wir auf drei andere Nashörner, die offenbar den schwachen peitschenartigen Knall meiner Büchse nicht vernommen hatten. Die drei standen wie Kühe ebenfalls auf einer Grasmatte des sich lang vor uns hinstreckenden Tales, in das wir nun eintraten, und wurden erst nach unserem Erscheinen flüchtig. Am Bache, an dem wir unser Lager für die Nacht aufschlugen, fanden wir dann noch zwei weitere Nashörner, ebenfalls ziemlich frei innerhalb einiger Büsche sichtbar, und ein drittes wurde innerhalb der Dichtung flüchtig, die wir bei Überschreiten des Baches durchquerten.

Das war in der That ein Reichthum an jenem gewaltigen Wilde, der mir übergroß schien. In aller Eile wurden die verschiedenen zum Bache führenden Wechsel, so gut es ging, verblendet und verwittert, und in der Nacht erlebten wir denn auch den Besuch noch einiger Nashörner, die sich aber glücklicherweise unter lautem unwilligen Schnauben empfahlen.

Ähnliche Nächte habe ich mehrfach im Freien verbracht. Heute würde ich sie nicht mehr allzu gern erleben, da mir neuerdings die Erlebnisse einiger anderer Jäger bekannt geworden sind, die weniger erfreulich waren. Ganz besonders bemerkenswert ist das in dem interessanten Buche „Mit der Büchse in fünf Welttheilen“ von dem erfahrenen rheinischen Jäger N i e d i e k beschriebene Abenteuer, welches er im Sudan in der Nähe des Nilflusses erlebte. Dort wurde er unter ähnlichen Umständen ganz unvermutet nachts von Elefanten angegriffen; er selbst wurde erheblich beschädigt und einer seiner Leute beinahe getötet. Diese Gefahr scheint sich in Gegenden, wo Nashörner oder Elefanten vom Menschen erheblich verfolgt werden, nicht zu verringern, sondern eher zu steigern. Zertrümmern und zerstören doch nach desselben Reisenden Bericht die Elefanten in Tenlon sogar die vom Gouvernement hier und da errichteten einsamen Rasthäuser. So wurde mir denn klar, daß ich mehr denn einmal viel mehr gefährdet war, als ich es geglaubt, wenn ich nächtlicher Weise mein Lager in Steppe und Urwald aufgeschlagen hatte.

Im wildreichen Ostafrika pflegt man ja auch eine Dornverschanzung für die Nachtzeit nicht immer für notwendig zu halten, weil ein Lagerfeuer genüge, den Löwen abzuschrecken. Gleichwohl wurden beim Bau der Ugandabahn über hundert indische Arbeiter von Löwen geraubt. In anderen Theilen Afrikas würden selbst Eingeborene nur un-

gern ohne Dornverschanzung die Nacht verbringen, weil dort die Löwen gewohnt sind, bei Mangel an Wild in die Herden der Menschen einzubrechen. Dort fürchten sie den Menschen, seine Behausung, sein Lager und Feuer nicht mehr.

Wie dem auch sei; der wirkliche Tierbeobachter und tropische Jäger wird, unter Busch und Baum todmüde hinsinkend, immer wieder, irgendwo *à la belle étoile* zu nächtigen gezwungen sein, und in solchen Lagen kann ihn in der That nur ein günstiger Stern schützen.

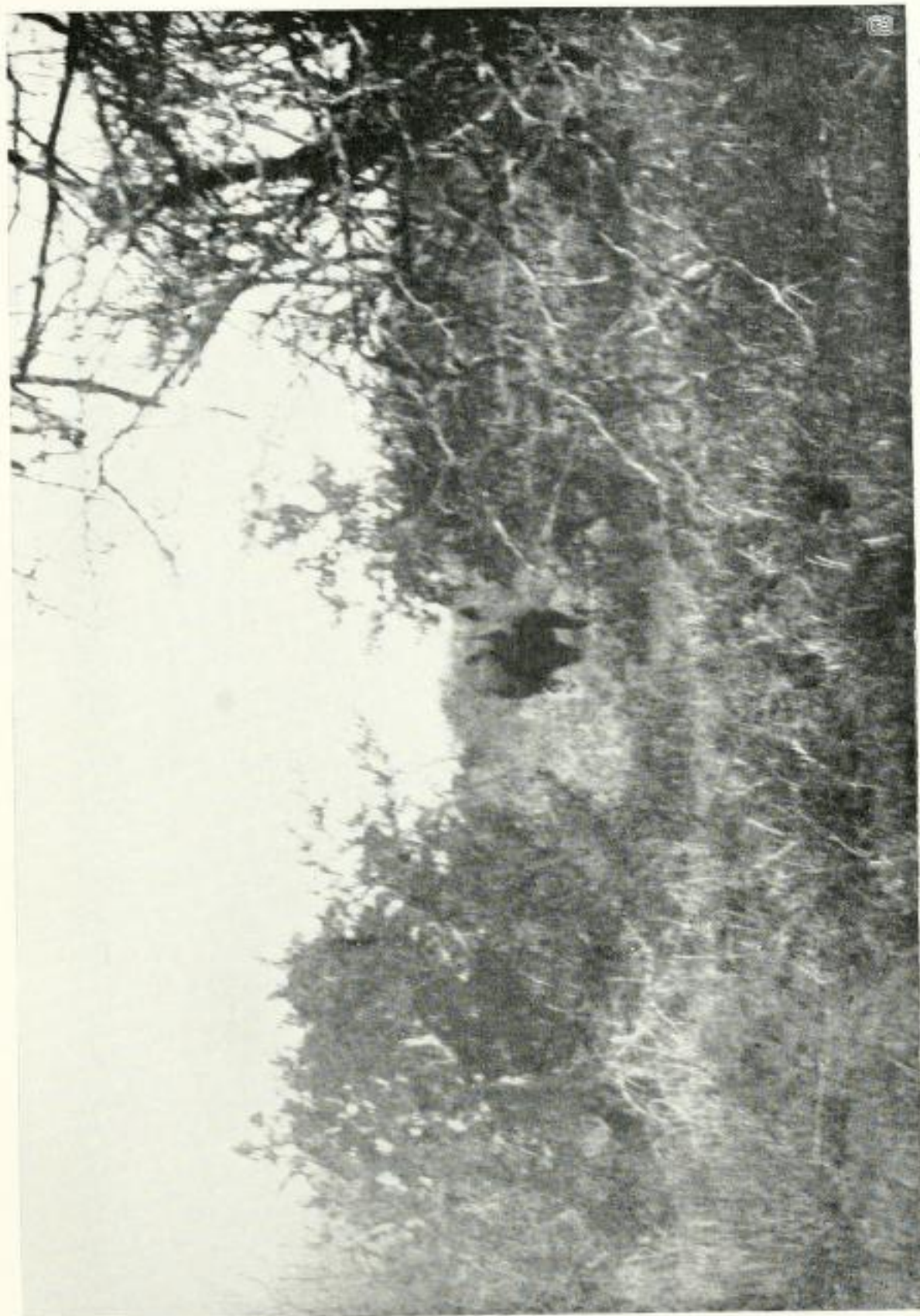
* * *

In langem Zuge schlängelt sich die Karawane durch die Steppe. Es ist mir Kunde geworden, daß einige Tagereisen weiter plötzlich Regen niedergegangen ist. Wie durch Zauberschlag entsprossen dann frische Grashalme und Blätter dem Erdboden, den Büschen und Bäumen und im Nu versammeln sich dort ungeheure Wildrudel. Dorthin zieht meine Karawane, noch durch öde und wasserleere Gegend. Nur wenige, weit voneinander entfernte Wasserstellen liegen in ihr unterirdisch versteckt, nur dem Kundigen nutzbar. An einer will ich für einige Zeit mein Lager aufschlagen.

Und in der That, wie durch Zauberschlag folgten den üblichen Wildrudeln, folgten den riesigen Herden von Zebras, Gnus, Oryxantilopen, Kuhantilopen, Grantgazellen und Impallahantilopen, folgten den Giraffenrudeln, Herden von Straußen zahlreiche Nashörner, geleitet, wie ich heute wieder erfahren mußte, von einem untrüglich sicheren Gefühl.

Ich marschiere mit meinem Präparator an der Spitze der Karawane. Und wieder, wie leider so oft, haben wir keinen Sonnentag. Die Kamera muß ruhen. Es wäre vergeblich, sie zu jenen kurzen Momentaufnahmen benutzen zu wollen, wie sie zur Darstellung des tierischen Lebens auf der Platte erforderlich sind.

Der Anblick der Landschaft ändert sich plötzlich. Bis hierher und nicht weiter, so zeigt es sich klar, haben die Regenwolken ihr lebenspendendes Naß verbreiten können. Durch eine scharfe Grenze von der dünnen leblosen Landschaft geschieden, zeigt sich plötzlich ein leiser Anflug grünenden Grases, wohltuend und erquickend für das Auge, weithin dem Gelände ein anderes Kleid verleihend. So ziehen wir Stunden und Stunden dahin, und die Gegend wird immer wildreicher. Beim Ausmarsche morgens bemerkten wir bereits zwei einzelne durch die Steppe bummelnde Nashörner. Blinkende Lichter strahlten je nach



C. G. Schillings phot.

Mittels einer kleinen Handkamera gelang mir gelegentlich die Aufnahme eines mich annehmenden Nashorns auf eine Entfernung von etwa
Awarzig Schritt. Im nächsten Augenblick flog die Kamera auf den Boden, ich und mein Präparator konnten von Glück sagen, von dem Tiere
nicht ernstlich bedrängt worden zu sein. Erst auf einen von mir abgegebenen Kopfschuß auf nicht mehr als drei Schritt Entfernung machte es
Recht, nahm mich aber während der Nachjude unerwartet nochmals an.

R. Voigtlaenders Verlag, Leipzig 1906.

ihrer Stellung zur Sonne von den massigen Körpern aus: sie hatten sich in irgend einer Regenschale gefühlt und glänzten und glänzten im Sonnenlicht.

Aber jetzt erblicken wir, bewegungslos in der Steppe, ein massiges Etwas, das wie ein Baumstumpf, ein Termitenhügel ausschauend, sich bei näherem Hinschauen deutlich als Nashorn entpuppt. Es mag merkwürdig klingen, daß man sich auf den ersten Blick leicht täuschen kann; wer aber draußen oft Nashörner gesehen, wird zu seinem Erstaunen oder Erschrecken gar nicht selten solch einer Täuschung zum Opfer fallen.

Diesmal ist es ein besonders starker einzelner Bulle; er scheint eingeschlafen. Meine Jagdlust regt sich. Meine Leute machen Halt und kauern auf den Erdboden nieder. Ich halte kurze Zwiesprache mit meinem Präparator; auch er bleibt zurück. Ich volltiere über den hier sehr rissigen von wühlenden Tieren unterhöhlten Erdboden mit gutem Winde auf das Nashorn zu. Einige dürftige Büsche dienen mir als Deckung. Ich gelange näher und näher; jetzt trennen mich nur noch einhundertfünfzig, jetzt nur hundert Schritte von meinem Wild . . . Das Nashorn rührt sich nicht; es scheint tatsächlich zu schlafen. Nun bin ich auf achtzig, jetzt auf sechzig Schritte heran. Nur ein dürftiger, drei Fuß hoher, dorniger Busch, wertlos im Falle eines Angriffes, trennt mich von meinem Gegner. Eine leise Bewegung geht durch die gewaltige tierische Masse; mit einem Ruck hebt sie den Kopf, aufmerksam geworden. Da knallt meine Büchse. Schnaubend und fauchend setzt sich die Masse, unheimlich wie immer, in schaukelnde Bewegung, in schnurgerader Richtung auf mich einstürmend. Meine zweite Kugel verläßt ihr Rohr, eine dritte, endlich meine vierte! Blißschnell habe ich repetiert; es ist unglaublich, wie rasch man in solchen Augenblicken mit dem wohlvertrauten Mechanismus der Büchse fertig wird. Da hängt das Leben an einem dünnen, dünnen Faden! Jetzt hat das Nashorn mich erreicht und empfängt meine fünfte Kugel à bout portant. Ich fühle mich verloren, durchbohrt, in die Luft befördert!! Blißschnell durchzuckt der Gedanke mein Gehirn, wie töricht ich gehandelt habe, mich so zu exponieren, gleichzeitig mit dem Gefühle, daß mein Gegner sich in vollberechtigter Notwehr befindet . . .

Es ist nicht zu glauben, wie schnell des Menschen Gehirn in solchen Augenblicken arbeitet: kaleidoskopartige, merkwürdig kombinierte Bilder treten uns da mit Blißschnelle vor Augen.

Aber noch hat meine Stunde nicht geschlagen. Mit Empfang der fünften Kugel schwenkt der Gigant nach hinten ab, empfängt meine letzte Kugel flüchtig und — wird niemals wieder von mir gesehen, trotz einer einstündigen Nachsuche, die ich um so leichter zu unternehmen



C. G. Schilling's phot.

R. Voigtlaenders Verlag, Leipzig 1906,
Mashörner pflegen sich häufig in dieser charakteristischen Stellung aufzurichten, um fützend, bewegungslos eine ganze Weile zu sichern . . .

in der Lage bin, als das Tier fast genau in der Richtung flüchtig wird, in der ich marschieren muß.

Mein Präparator meinte trocken, in seiner gemütlichen, rheinischen Ausdrucksweise: „Da hat nit viel jefehlt!“ —



Im letzten Augenblick rettete sich der ol' toroboni, mich kreuzend vor dem Nashorn in einen Dornenstrauch. Trotzdem war es ein Wunder, daß das Tier ihn nicht tötete. Unmittelbar nach dem Geschehnis nahm ich ihn genau in der Stellung auf, in der er sich befunden hatte.

Vergleiche „Mit Bliglicht und Wächje“ Seite 181.

So kann es dem afrikanischen Jäger trotz modernster Waffentechnik gehen. Um eines Haares Breite!! —

In einem ähnlichen Falle, von zwei bis zu diesem Augenblick nicht bemerkbaren Nashörnern plötzlich angegriffen, glitt ich auf der regen-

nassen, moosbedeckten Wurzel eines Baumes im Urwald aus und fiel so schwer auf die rechte Hüfte, daß ich anfangs nicht aufstehen konnte. Die beiden Tiere polterten unmittelbar neben mir vorbei; mein Präparator und meine Leute vermochten sich ebenfalls im letzten Augenblick hinter Bäume zu retten . . .

Wieder zieht die Karawane unentwegt in die Steppe hinaus, und noch dreimal stoßen wir in nächster Nähe auf Nashörner, ohne daß sie mir, der Kleinheit ihrer Hörner halber, der Erlegung wert scheinen. —

* * *

Von unbeschreiblichem Reize für den Weidmann ist eine Nashornjagd in weiter völlig deckungsloser Steppe.

Wenn er hier mit dem Glase eines oder mehrere ruhende oder ruhig äsende Nashörner ausgekundet hat und sie allein oder mit nur einem Flintenträger anpirscht, so empfindet er die höchste Weidmannslust, die ich mir ausdenken kann. Aber gleichzeitig ist das auch eins der gefährlichsten Jagdunternehmen, die heutzutage möglich sind. Man wende mir nicht ein, daß so und so oft kein Unglück geschehen sei. Ich antworte auf diese Einwendungen nur mit dem Hinweise auf viele tödliche Unglücksfälle und auf das, was ich selbst erlebt. Mit Recht sagt ein englischer Schriftsteller, daß es da dem anpirschenden Jäger grün und blau vor den Augen werden, daß auch der Mutigste nicht ganz Herr seiner Sinne sein kann. Und doch kann ein leises Zittern der Hand sein Verderben sein! — Das ist ein merkwürdig langer Weg, so auf allen Vieren oder wie eine Schlange auf dem Bauch, dicht ans Gelände angeschmiegt, jede Deckung benutzend, sorgfältig auf den Wind bedacht, eine Stunde und mehr auf das Wild zuzukriechen. Ist dieser Weg glücklich zurückgelegt, im heißen Sonnenbrand, vorsichtig auf Giftschlangen acht gebend, dann naht die Entscheidung. Es muß dem Gefühle des Jägers überlassen bleiben, wie weit oder wie nahe er schießen will. Ich halte eine Entfernung von über hundert Schritt für höchst bedenklich, weil nicht mehr unbedingt für unmittelbar tötende Schüsse treffsicher, — immer einen einzigen Schützen vorausgesetzt.

Heute aber erlebe ich etwas Unerwartetes. Einige Grantantilopen haben meine Aufmerksamkeit erregt. Ich folge ihnen im Hochgrase, ähnlich wie ich einer Kette Perlhühner¹ im Jahre 1896 gefolgt, und dabei auf ein Rhinoceros gestoßen bin, welches mich um Haaresbreite

¹ Vergl. „Mit Bliglicht und Büchse“.

umrannte. Die Antilopen nehmen meine ungeteilte Aufmerksamkeit in Anspruch. Im wellenförmigen Gelände habe ich meine Leute aus den Augen verloren, und bin ganz allein in der weiten Steppe, meine Büchse in der Hand. Die Antilopen schwenken nach links und ziehen im Hochgrase weiter; ich bleibe stehen und mustere sie. Es ist noch zu weit, um auf den auserwählten Bock zu schießen; in gebückter Haltung folge ich ihnen weiter und weiter. Jetzt nimmt mich eine Mulde auf. Ich muß sie durchschreiten, gewinne in immer höher werdendem Gras die jenseitige Böschung, da — erhebt sich plötzlich fünfzig Schritt vor mir eine dunkle Masse aus den fahlen Grasschwaden, — ein Nashorn!

Noch hat es mich nicht mit Sicherheit ausgemacht, weiß nicht, welche Gefahr sich da naht. Es verhofft sitzend, schräg zu mir gewandt. Jetzt gibt es kein Rückwärts noch Vorwärts für mich! Der Graswuchs hemmt meine Schritte, dicht und verworren; alte Grasmassen, die kein Steppenbrand vor der letzten Regenzeit verzehrt, sind mit dem frischen Aufwuchs undurchdringlich versilzt und hemmen den Fuß. Das sind spannende Augenblicke. Leicht möglich, daß ein zweites und drittes Nashorn neben dem aufmerksam gewordenen aus dem Grase aufsteht. Wer weiß? Auch liegt heute nicht der geringste Grund für mich vor, das nur mittelmäßig behornte Tier zu erlegen. Vorsichtig versuche ich demnach den Rückzug anzutreten. Aber das lange Gras lähmt meine Schritte; ich strauchle und sinke auf den Boden. Doch blitzschnell raffe ich mich auf; die geringe Bewegung hat genügt, meinen Gegner zu orientieren, und schon bewegt er sich mit unheimlicher Schnelligkeit schnaubend und pustend auf mich zu. Es ist unglaublich, mit wie feinen Sinnen die Nashörner genau den Standpunkt ihres Feindes auszumachen vermögen!

Das ist ein schlechter Schuß — ganz spitz von vorn — aber es muß sein! Meine Büchse knallt, im selben Augenblick vernehme ich ein hellklingendes Pfeifen weit über mir in der Luft und einen merkwürdigen singenden Ton. Auch den Kugelschlag habe ich deutlich gehört oder glaube ihn gehört zu haben. Alles das ein Werk von Sekunden. Das Nashorn aber wirft sich auf der Hinterhand herum und verschwindet in weiten Fluchten in der wellenförmigen Ebene.

Ich erkläre mir die Sache so, daß meine Kugel auf einem der Hörner des Tieres abprallte und seitwärts abgelenkt wurde, daß aber der Anprall der Kugel das Tier veranlaßte, von seinem Angriffe abzustehen. —

Mit solch Unvorhergesehenem hat der tropische Jäger zu rechnen.

*

*

*

Aber auch auf andere Weise kann der Jäger von einem Nashorn überrascht werden. Mein Lager war am Flusse, am Laufe des mittleren Pangani aufgeschlagen, an einer Stelle, wo Graf Telekis Forschungsexpedition vor Jahren ausgedehnte Sümpfe angab. Diese Sümpfe existieren in dieser Ausdehnung nur in der Regenzeit. Immerhin ist mein Lagerplatz recht schlecht und ungesund. Ich suche daher mit wenigen Leuten einen besseren, auf trocknerem Boden, wennmöglich von Bäumen überschattet, und an einer Stelle, wo der Fluß einigermaßen zugänglich ist. Das ist viel auf einmal verlangt im afrikanischen Busch!



Die erstaunliche Gewandheit und Beweglichkeit des afrikanischen Doppelnashorns kann nicht genug hervorgehoben werden. Sie ist ebenso überraschend, wie der Anblick sich schaukelnder, oder sich auf den Kopf stellender Elefanten in Gefangenschaft. Die Abbildung eines von mir erlegten Nashorns zeigt den „trainierten“ Körper des Tieres anschaulich, das, namentlich in der Trockenzeit, ganz unglaublich lange Strecken zum Wasser und zurück in die Steppe zu machen pflegt.

Stundenlang hat uns die Suche durch Boga und Pori geführt, aber der sumpfige Boden hat ein Erreichen des Flußbettes selbst nicht gestattet. Endlose Schilfwälder haben uns aufgenommen, in deren morastigem Untergrund der Fuß auch in der Trockenzeit versinkt, deren schwüle Hitze uns lähmt, deren grüne Pflanzenmassen fußhoch über unseren Köpfen zusammenschlagen, uns umhüllen und festhalten. Endlich haben wir festen Boden erreicht, und es scheint, daß hier, unter alten Sykomoren, ein besserer Lagerplatz gefunden sei. Stark ausgetretene Wildwechsel führen zum Flußbett. Wir folgen ihnen durch das ver-

schlungene Buschwerk, ich an der Spitze, und erreichen endlich den Wasserpiegel. Das Rauschen und Brausen des Flusses tönt in unser Ohr, helle Vogelstimmen begrüßen uns. Da! Scheint nicht der Boden



Phanokitisches sehr hartes Ergußgestein aus der Umgebung des Zirgoi-Berges in Britisch-Ostafrika. (Die Oberfläche dieses Steins, eines Bruchstücks aus etwa 1½ Meter hohen, muschelförmig ausgewitterten Steinlegeln, ist von Nashörnern im Laufe gewaltiger Zeitläufe vollkommen glatt poliert. Die Tiere pflegen ihre Hörner daran zu wegen und sich selbst zu scheuern. Ich verdanke das Stück, da die von mir gesammelten ähnlichen Sandstücke leider verloren gingen, der Freundlichkeit des Herrn Alfred Kaiser.)

unmittelbar vor meinen Füßen lebendig zu werden? In blitzschnellem Erfassen der Erscheinung glaubt die Einbildung bereits ein Riesenkrokodil im Wasser zu erblicken. Aber es ist ein Nashorn, das sich einem erquickenden Bade hingab und, jetzt aufgestört, sich herumwirft, um —

wer kann es wissen? — auf uns einzudringen oder über uns hinweg die Flucht zu ergreifen. Alles geht mit so blitzartiger Schnelligkeit vor sich, daß ein Entrinnen unmöglich erscheint. Die Büchse umklammernd, werfe ich mich rückwärts ins dichte Buschwerk. Aber zähe Äste umklammern mich von allen Seiten und werfen mich gleich tausend Sprungfedern vorwärts. Jetzt der Anprall des Riesen! Ich und meine Leute, alles purzelt durcheinander. Einige Sekunden später sehen wir uns verdußt an; das Nashorn hat über uns hinweg die Flucht ergriffen, hat uns gestreift, mit Schlamm bespritzt und — ist verschwunden! Wie kleinlaut wir in diesem Augenblicke waren, kann ich nicht schildern. Man durchkostet in solchen Augenblicken daselbe Gefühl, wie nach einem unerwarteten Sturz mit dem Pferde, einem unerwarteten Fall oder noch besser, nach einem urplötzlich eintretenden Automobilunglück. Das letzte Beispiel dürfte heutigentags auf weiteres Verständnis stoßen. Aber in solchen Situationen begreift man, warum eingeborene Jäger sich bei der Verfolgung gefährlichen Wildes völlig entkleiden: jedes, auch das kleinste Kleidungsstück wirkt in solchen Augenblicken hindernd und vielleicht verderblich.

*

*

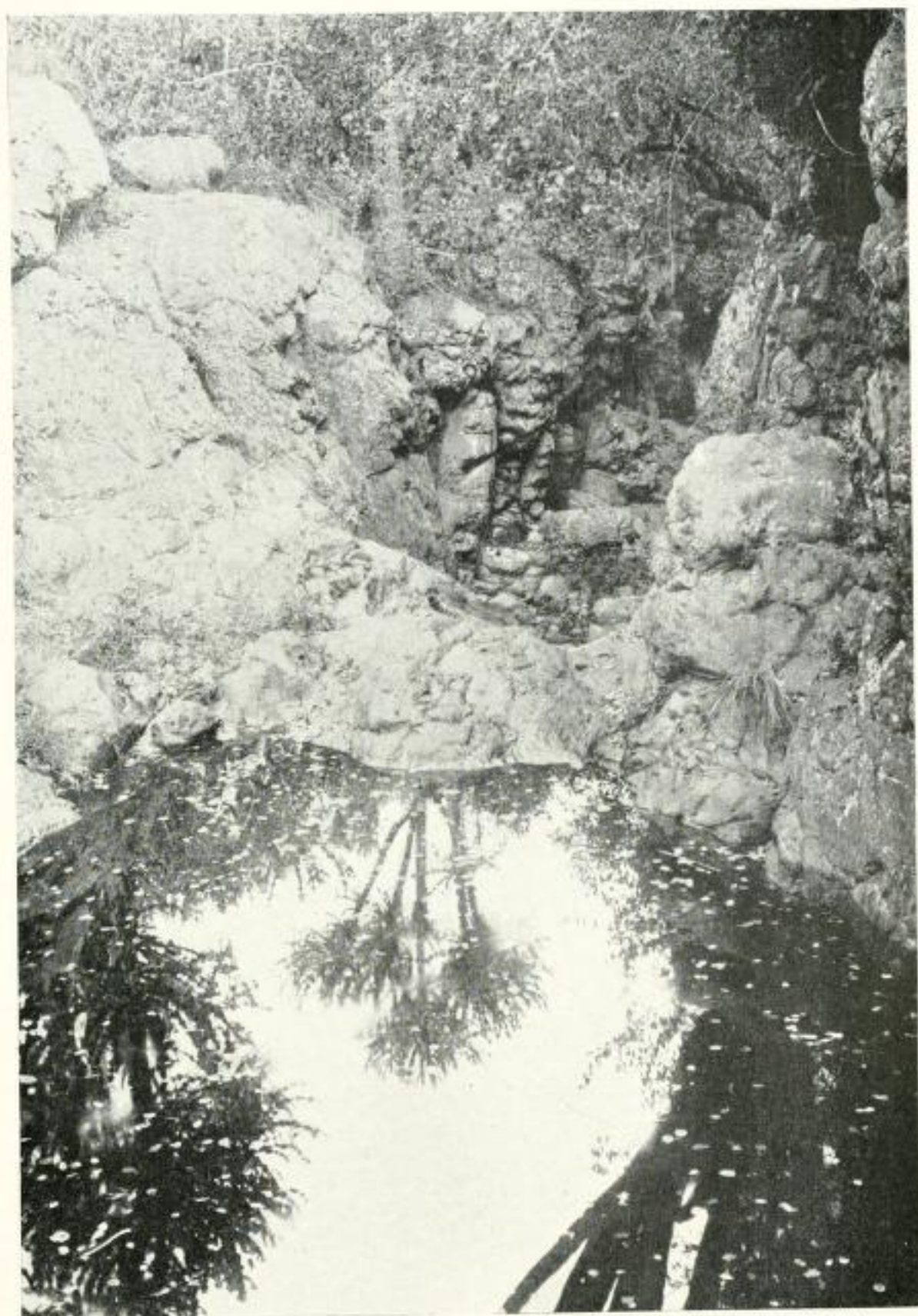
*

Noch heutigen Tages beleben zahllose Tausende von Doppelnashörnern weite Gebiete Ostafrikas. Zahllose Tausende! Hauptmann Schlobach berichtet, daß er im Karragwe im Jahre 1903—1904 bis zu dreißig an einem Tage begegnete. Zahllos sind die Mengen von Hörnern, die alljährlich zum Verkauf an die Küste gelangen und die Mengen, die allerorten erlegt werden. Wie lange aber wird es dauern, und die von Coryndon und Varndell kürzlich noch gesammelten „weißen“ Rhinocerosse Südafrikas, die heute das Museum in Kapstadt und das Privatmuseum Sir W. Rothschilds zieren, sind keine größeren Wertstücke, wie die in den Museen aufgestellten „schwarzen“, heute noch so häufigen afrikanischen Nashörner!

Dieser Zeitpunkt mag vielleicht noch fünfzig oder hundert Jahre hinausgeschoben sein!

Der Jäger aber, der dies wehrkräftige Wild, Urwild im Sinne des Wortes, noch häufig antraf, der Nashornbullen von fünf Fuß Höhe mit kloßigen Hörnern erlegen durfte, kann von Glück sagen, im zwanzigsten Jahrhundert noch Urwild vor der Büchse gesehen zu haben, das schon in grauester Zeit vom ersten Menschen gejagt wurde!





C. G. Schillings phot.

R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1906.

Der westliche, im Regenschatten liegende Teil des Gebirgskammes ist während der trockenen Jahreszeit völlig wasserlos. Aber die Besiedlungsmöglichkeit des Kilimandscharo herrschen zum Teil wohl zu optimistische Ansichten. Wasser fand ich oft nur in schwer zugänglichen kesselförmigen wildromantischen Felstrichtern. Wenn ihr laubbedeckter Wasserpiegel nicht das Bild exotischer Vegetation zurückgeworfen hätte, wäre man nach Europa verjezt worden, eine so herbstliche Stimmung lagerte über dem ganzen weiten Waldgebiet . . .